

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 291.

Dienstag, 14. Dezember.

1915.

(Schluß.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Ebela Müll.

(Nachdruck verboten.)

Um anderen Morgen hielt Herbert sich sehr lange beim Frühstück auf der Veranda auf, ließ die Kinder abwechselnd auf den Knien reiten und machte einen „Höllelärm“ mit ihnen.

Dina hatte schon einige Male „Aber Herbert!“ gerufen, aber es verschlug nichts, er war wieder einmal in seiner alten glücklichen Stimmung. Dina hatte ihm noch am Abend Mutterchens Geheimnis verraten, daß Pauters sich mit Orgel-Anger-Gedanken trügen, und das erleichterte sein Herz bedeutend — da würden ihm seine „Offenbarungen“ in Tirol dem Schwiegervater gegenüber nicht mehr halb so schwer ankommen. Es löste sich alles so zur Befriedigung, man durfte sich des neu zu gewinnenden Lebens jetzt recht freuen. Der heimliche Mahnruf zur Flucht hatte heute etwas Komisches für ihn.

„Wird denn Eichenberg nicht bald kommen, es ist doch schon halb neun?“ fragte Dina.

„Aber er ist doch noch nicht da, Kindchen“, sagte Herbert und tollte weiter.

Das Mädchen räumte den Tisch ab.

Brenkmann hat schon nach dir gefragt, ob du gar nicht herüberkämst, es läge so viel vor, und er möchte, ehe Eichenberg . . .“

„Warum willst du mich denn so mit aller Gewalt los sein, Mens? Du weißt ja gar nicht, wie du mir bemerkbar machen sollst, daß . . .“

Dina lachte und legte ihm die Arme um den Hals.

„Nein, Schätz, du sollst es eben nicht merken, daß ich dich fortgraulte. Aber ich möchte mich hier mit Katrin auf ein paar Stunden niederlassen — es ist ein ganzer Waschkorb voller Strümpfe zu stopfen und auszurangieren, und hier die Veranda ist der einzige schattige Platz am Vormittag . . .“

„Ach, du gemütvolles Weib, ich soll so schnell wie möglich in mein Schwibbad tauchen, denn bei mir geht die Sonne früh auf und hält an, mich zu beschneien.“

„Da du doch hineinmußt — es ist nur, wir haben so wenig Zeit, und . . .“

Unter Lachen und Scherzen ließ Herbert sich von Dina und den Kindern von der Veranda treiben, denn Katrin Sütte erschien bereits mit dem verhängnisvollen Waschkorb in der Tür.

„Es wird dir noch leid tun, mich vertrieben zu haben! Man weiß nie, ob man jemand auch wieder sieht, den man fortschickt — warte nur“, rief Herbert.

Dina ließ Herbert ganz erschrocken los und sah ihn ernst mit großen Augen an. Er machte auch ein ganz ernstes Gesicht. Aber dann flogen sich beide lachend in die Arme und küssten sich innig, als müßten sie sich auch im Spiel versichern, daß sie einander fürs Leben durch alle Gefährnisse in Liebe festhalten wollten.

Herbert hob noch einmal die reizenden Kinder zu sich empor, drückte ihre Köpfchen an seine Wangen und läßte sie in ausbrechender Dankbarkeit für so viel Glücksgüter.

Dann ging er schnell nach seinen Büros hinüber, und Dina kehrte zu Katrin und dem Waschkorb voller Strümpfe zurück. Die Kinder trieben ihre Riesen im Garten und zählten ihre großen und kleinen Murmeln. Das heißt Susi zählte immer eine Murmel in Gerds Beutel und drei in ihren eigenen hinein, und Gerd meinte wohl, das müsse so sein. Er war immer fidet und aufzudenkt mit dem, was er hatte und was Susi gebrachte ihm angebunden zu lassen. Sie besaß immerhin eine echte Schönheit Ader, denn trotz all ihrer weichen Zärtlichkeit regierte sie die sanfte, nachgiebige Dina-Natur Gerds.

Es gab mancherlei Erfreuliches, als Herbert vor seiner sonst üblichen Sprechzeit im Bureau erschien.

Auch Eichenberg war eben eingetroffen, um seinen Billenzauf perfekt zu machen. Er hinterlegte seine erhebliche Anzahlung sofort in bar, überließ den Rest der Formalitäten seinem persönlichen Rechtsbeistand und empfahl sich in Haft, um den Zug nicht zu verjäumen, da er unterwegs erst mit seiner Reisegeellschaft zusammenstoßen wollte.

Das Geld lag noch aufgezählt auf dem Tisch mitten im Zimmer. Herbert unterzeichnete an seinem Arbeitstisch am Fenster einige notarielle Beglaubigungen — da sah er bei flüchtigem Aufblick auf die Straße den Amtsrichter Fährden mit einem Herrn vor dem Hause stehen und auf zwei andere Herren warten, die in einiger Entfernung langsam nachfolgten. Herbert kannte keinen der drei, es waren keine Fünf-Hügeler.

Als er allein im Zimmer war, stellte er sich hinter die Gardinen und sah die vier, die die Straße ein ganzes Stück hinuntergegangen waren, plötzlich wiederkehrten und unter dringenden Gesprächen, ohne noch einmal Halt zu machen, in sein Haus eintreten.

Fährden voran, die anderen folgten.

Was bedeutete das?

Gehörten die vier wirklich zusammen? Hatte Fährden, der ihn am Fenster bemerkte, ihm Zeit lassen wollen, über die nächste halbe Stunde nachzudenken und sich bereit zu halten? —

Hatte er darum den Weg ausgedehnt, um Herbert einen Überblick über die Situation zu schaffen?

Was in Herbert Schrein in diesen wenigen Minuten vorging, kam wohl ihm selbst nicht zur Klarheit.

Es zuckte vom Scheitel her etwas an ihm herunter und verbrannte ein stolzes, reiches Menschenleben, wie der Blick dem Baum durch die Krone fährt und seine Zweige kahl und verloht niederreicht.

Die schmale Hand, die in ein Schubfach des Diplomatentisches fuhr und den kleinen blankvernickelten Metzwerker in die Brusttasche seines Rockes schob, bewegte sich mechanisch, als sei sie lange, lange auf diesen Griff eingeschult worden, um auch selbst bei völliger Lähmung aller Kräfte im letzten Augenblick nicht zu versagen.

Noch einmal suchte Herberts Blick die Sonne und den lachenden blauen Himmel, dann wandte er sich

ruhig um — Fährden und einer seiner Begleiter traten bei ihm ein.

Jetzt erkannte Herbert auch den Fremden, es war ein vielgenannter Bücherrevisor aus Hannover; er hatte selbst schon mit ihm zu tun gehabt. Es bedurfte also keiner Vorstellung.

Nach allseitiger höflicher Verneigung fragte Herbert: „Die Herren wünschen?“

In Fährdens Gesicht stand peinlichste Verlegenheit. Sein Blick blieb an dem aufgezählten Geld haften, als er sagte: „Mir liegt die traurige Pflicht ob, Herr Rechtsanwalt, Ihnen mitzuteilen, daß man, infolge böswilliger Denunziation, von Hannover aus einen Haftbefehl gegen Sie erlassen hat, der mich zwingt . . .“

„Revision . . . Generalrevision — also wirklich?“

„Es läuft ja selbstverständlich nur auf eine formelle hinaus, aber wir sind gezwungen, der Pflicht zu genügen. So bitte ich Sie denn, Herr Doktor, uns und den Beamten draußen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen — wir müssen unseres Amtes walten. Ich ersuche Sie, mir die Schlüssel zu den Tresors und sämtlichen Geschäftsbüchern einzuhändigen. Seien Sie überzeugt, es wird sofort alles geschehen, Ihre Inhaftierung umgehend wieder aufzuheben, und . . .“

„Bitte“ sagte Herbert einfach, öffnete mit fester Hand die Tresore, die noch verschlossen standen, und legte das Schlußelbünd dann auf den Tisch neben das aufgezählte Geld. „Diese Schlüssel öffnen Ihnen alles, was Sie sonst in meinen Büros noch verschlossen finden sollten. Ich bitte die Herren, es sich hier nun nach Kräften bequem zu machen — mein Bureauvorsteher soll Ihnen in jeder Hinsicht behilflich sein.“

Herbert klingelte nach Brenkmann, und unterdessen hielt vor seiner Villa eine leere geschlossene Drosche — zum Transport für ihn, den Desraudanten von Fünf-Hügeln.

Der Revisor legte Hut und Stock auf einen Stuhl am Fenster und sah angelegentlich hinaus. Fährden war dicht an Herbert herangetreten und flüsterte ihm zu:

„Warum mußten Sie denn den Verkauf Ihrer Villa so plötzlich betreiben? Das hat drüben den „Fluchtverdacht“ gezeitigt — Triumpe hat so lange gearbeitet, bis man Ernst gemacht hat. Hier hätte niemand interveniert. Aber da Sie auf Warnungen nicht reagiert haben, so liegt ja wohl auch nichts vor, was . . .“ Herbert hatte sich stola vor Fährden aufgerichtet, als verbaute er sich jedes weitere Wort.

Brenkmann trat trennend zwischen die beiden. Tränen in den Augen, nahm er stumm die wenigen letzten Weisungen seines allezeit gültigen Chefs entgegen.

„Ich bin nun bereit“, sagte Herbert. — „Brenkmann, wollen Sie so gut sein, meiner Frau Mitteilung zu machen und sie bitten, mir einen Koffer zum Nachsenden zu packen.“

Brenkmann sah seinen Chef mit einem langen Blick an und ging hinaus — sie hatten sich wohl verstanden. Denn in der Tür, durch die die beiden Polizeibeamten jetzt eintraten, stellte Brenkmann eine Frage an diese und neigte sich zu Fährden zurück, der ihm bereitwillig zu antworten bestrebt war, aber den Sinn der halblaut gestellten Frage nicht ganz gefaßt hatte. Die Minute, in der sich das Interesse dort zwischen Tür und Angel konzentrierte, genügte — es fiel ein Schuß, und Herbert Schren lag mit einer warmblutenden Wunde in der Schläfe auf dem Teppich.

Vielleicht hatte niemand im Zimmer diesen Ausgang bejewelt, niemand zeigte große Bestürzung — nur eine entsetzliche starre Stille schwante über dem Raum.

Die Geheimpolizisten zogen sich sofort zurück. Brenkmann, Fährden und der Revisor hoben den stummen, bleichen Mann behutsam vom Teppich auf und legten ihn auf die Chaiselongue. Dann stürzte Brenkmann in die draußen wartende Drosche, um Dr. Wulffen herbeizuholen.

Niemand wagte sich zu Dina hinaus, ihr Mitteilung zu machen. Sie saß mit Katrin über den Strümpfen und plauderte mit Tante Mademoiselle, die auf ihrer Frühpromenade Spaz gemacht hatte.

Die Kinder spielten immer noch mit ihren Reisen und Wurmeln, und beide waren eben in das Zimmer gelaufen, etwas Zucker zu holen, um Trümpe Mimosa damit zu erfreuen, die sie bedächtig die Billenschurz hatten herauskommen sehen. Sie wandelte mal wieder reiterlos, allein ihren Gedanken nachhängend, in den heimischen Stall zurück — ihr Herr hatte erst noch anderwo Geschäfte zu besorgen.

Die Besson rief den Kindern zu: „Susi, Gerd, Monsieur Trümp ist nicht eine Freund von eurem Papa, ihr müßt seine Pferd nicht füttern!“

Dina winkte den Kindern: „Die Mimosa ist ein liebes, gutes Tier, gebt ihr nur von eurem Zuder!“

Und zur Besson sagte sie: „Liebe Tante Mademoiselle, ich möchte die Kinder durch solche Reden nicht stutzig machen lassen — was wissen sie von Herrn Trümp, von Freund oder Feindschaft.“

„Sie werde es lernen müssen!“ sagte die Besson, ärgerlich über den ewig engelhaften Gleichmut Dinas.

Mimosa war vor dem Gitterzaun stehen geblieben und hatte den Kopf hinüber gestreckt, als entsänne sie sich, daß hier kleine Hände oft für sie Süßigkeiten in Bereitschaft hielten. Aber sie stand noch immer am Gitter, als die Händchen längst leer und auch schon des Streichelns müde waren.

„Geh' zu Hause, dumme Mimose, kricht nich's mehr!“ sagte Gerd brummig und gab ihr einen Klaps.

Aber Mimosa stand, als sei sie nur hergekommen, um etwas zu sagen. Sie wiegte den Kopf hin und her, und kratzte mit dem Huf ganz leise an das Gitter.

Den Kindern wurde es langweilig, sie liefen davon, zu Tante Mademoiselle und dem Gelee. — Mitten im Essen schrien sie freudig auf: „Onkel Knut, Onkel Knut“, und sprangen vom Stuhl auf, um ihm entgegenzulaufen.

Die beiden Damen wandten sich um, und Katrin Süte ließ die Hände mit ihrer Stopferei in den Schoß fallen, so entsetzte sie sich vor Wulffen, der blaß und feierlich, mit weiten, erregten Augen, ohne Hut, in der Verandatür stand.

„Ah, Doktor, Sie . . .“ wollte Dina ihn lachend begreifen, aber betroffen hielt sie inne.

„Was . . . was ist Ihnen passiert — was . . .“ Wulffen zog Dina bei den Händen vom Stuhl und legte den Arm wie schützend um sie: „Mir nichts, Frau Dina, aber . . .“

„Herbert . . . ?“ schrie sie auf. „Aber nein, Herbert ist ja im Hause . . . was . . .“

„Darf ich Sie hinüberführen — Herbert ist — verunglückt.“

„Verunglückt? Tot — — ?!“

Wulffen preßte nur Dinas Hand ein wenig zur grausigen Bestätigung.

Dina schrie nicht mehr auf.

Ihr wurde ganz schwarz vor Augen, sie sah sich selbst durch schwarze Wolkenkleider im langen Buge als Witwe hinter einem Sarg hergehen, und schwere Düfte stiegen aus schneeweissen langstieligen Lilien auf und betäubten sie — —

Dann aber sandte sie sich in ihres Mannes Zimmer wieder, das eben Amtsrichter Fährden und ein Fremder, sich tief vor ihr verneigend, verließen.

Sie sah Knut Wulffen, mit dem Kleidchen, wehverzerrten Gesicht neben sich stehen, und Herbert noch viel bleicher auf dem Ruhbett, mit der kleinen, runden Wunde in der Schläfe, aus der es nur noch ganz fein rot rieselte.

Da verstand ihr wachgewordener Sinn die Tragödie unter ihrem Dach — —

„Herbert“, sagte sie leise und weich, und sank in stillem, herzbrechendem Weinen neben dem Toten nieder. Sie nahm die schmale, noch warme Hand in ihre

tänenassen Hände und küste sie in inbrünstig verzehrender Liebe:

„Herbert! Herbert . . . !“

Amit Wulffen war an das Fenster getreten. Durch die stillquellenden Tränen hindurch sah er, wie Mimosa sich vom Gartengitter loslöste — langsam heimwärtsziehend, mit tief gesenktem Kopf, als schämte sie sich des reichen Trümpe Leibros zu sein.

— Ende. —

= Lesefrucht. =

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Rückert.

Merkwürdigkeiten des Kanonen-donners.

Die militärische Entwicklung des Weltkrieges hat mit unabsehblicher Deutlichkeit die überragende Bedeutung der Artillerie innerhalb der Kriegsoperationen ergeben. Mut, Ausdauer und Heroismus hätten selbst in dem gezeigten Höchstmaße nicht den schnellen Siegeszug unserer Truppen durch Belgien und Nordfrankreich zu verwirklichen vermocht, wenn nicht unsere schweren Batterien ihr Machtwort gesprochen hätten. Und gerade in dem so allgemein gewordenen Stellungskampf geschieht es häufig, daß in entscheidenden Momenten die Wirksamkeit der großen Geschützstücke erst über die Art der davorstehenden Infanterieoperationen entscheidet. Die gesteigerten Bedürfnisse an Artilleriematerial und die außerordentlichen Anstrengungen an Geschütz- und Geschützmunitionserzeugung, vereint mit neuen Erfindungen und technischen Verbesserungen, haben der Artillerie eine Wirksamkeit zugewiesen, die in keinem der früheren Kriege auch nur annähernd erreicht werden konnte. So sollen, nach einem französischen Bericht, in der Umgebung von Arras innerhalb 24 Stunden 300 000 Granaten verfeuert worden sein; also nicht viel weniger, als die deutsche Artillerie während des ganzen Feldzuges von 1870/71 verbrauchte. Diese hohe Bedeutung der modernen Artillerie, verbunden mit den durch die neue Technik und Verwendung hervorgebrachten Begleiterscheinungen, die man sehr gut als artilleristische Merkwürdigkeiten bezeichnen kann, hat natürlich auch das Interesse für diese Waffengattung in allen Kreisen der Völker gewaltig erhöht. Und so ist es z. B. ganz selbstverständlich, daß auch die Sprache der Geschütze heute einer besonderen Betrachtung unterzogen wird. Und die Sprache der Kanonen ist, wie Otto Baudin im nächsten Heft der „Deutschen Rundschau“ ausführt, reich an Merkwürdigkeiten verschiedener Art: „Wir wissen bereits so viel vom Kanonendonner, daß wir auf manche rätselhafte Eigentümlichkeit aufmerksam geworden sind und gelernt haben, ihn als eine Erscheinung aufzufassen, die viel verwickelter ist, als man früher glaubte. Gerade der jetzige Krieg hat nicht unweentlich dazu beigetragen, einige typische Einzelheiten festzustellen und die Wichtigkeit einer gründlichen Erforschung des ganzen Phänomens in das rechte Licht zu rücken. Der Kanonier, der ein Geschütz abfeuert, hört einen einzigen lauten, scharfen Knall, während der in größere Entfernung stehende Beobachter ein rollendes Geräusch vernimmt, das der Sprachgebrauch als einen Donner bezeichnet. Es muß also zweifellos mit dem Schall, während er die Luft durchsetzt, eine Veränderung vor sich gehen, welche etwa derjenigen analog sein dürfte, die wir beim Gewitter wahrnehmen. Der bei der Abfeuerung eines Geschützes entstehende Knall breite sich genau nach den Gesetzen über die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft hin aus und durchsetzt bei einer Temperatur von 0 Grad Celsius in der Sekunde 333 Meter, bei mittlerer Temperatur und Feuchtigkeit etwa 340 Meter. Das Gesetz gilt jedoch allgemein lediglich für blinde Bodungen, für scharfe

Bodungen dagegen nur solange, als das Geschöß keine größere Geschwindigkeit erreicht, als dem Schall kommt, eine Voraussetzung, die zwar in früheren Zeiten richtig war, bei den modernen Geschützen aber nicht mehr auftritt.

Schon die Feldkanonen schleudern heutzutage die Granate mit einer Geschwindigkeit von 400 Metern in der Sekunde aus ihrer Mündung heraus, und bei Schiffskanonen und Belagerungsgeschützen steigt dieser Wert noch um 50 v. h. und mehr. In solchen Fällen zeigt sich nun die höchst merkwürdige Erscheinung, daß die Geschosse den Schall mit sich führen, und dieser folglich gegebenenfalls etwa mit der doppelten Geschwindigkeit, als ihm von Rechts wegen zukommt, die Luft durchsetzt. Nun setzt die Luft bekanntlich dem Fluge jeden Geschosses einen beträchtlichen Widerstand entgegen, der sich in einer um so schnelleren Abnahme der Fluggeschwindigkeit bemerkbar macht, je geringer das Gewicht des Geschosses ist. Während zum Beispiel eine Gewehrslugel nach Zurücklegung einer Strecke von 1500 Metern nur noch ein Viertel der ursprünglichen Schnelligkeit besitzt, hat eine schwere Panzergranate selbst nach Durchmessung einer Strecke von 5 Kilometern noch drei Viertel der Anfangsgeschwindigkeit. Jedenfalls aber muß auch bei schnellschließenden Geschossen, wenn sie nicht vorher einschlagen, der Moment kommen, wo die Fluggeschwindigkeit unter die Schallgeschwindigkeit herabsinkt. Dann aber tritt das interessante Phänomen ein, daß sich der Schall vom Geschöß loslässt und selbständig mit seiner normalen Geschwindigkeit weitergeht; er eilt also nunmehr dem Geschöß vorauf. Es handelt sich demnach bei einem scharfen Kanonenschuß um zwei verschiedene Schallquellen, die unabhängig voneinander akustische Wellen aussenden.“ Eine oft beobachtete Erscheinung ist die Verdoppelung des Knalls, die sich z. B. bei dem Maschinengewehrfeuer der Marineschiffe wahrnehmen läßt: „Hier dürfte es sich um eine Reflexion der Schallwellen an dem Wasserspiegel handeln, modifiziert durch ein einfaches Echo erzeugt wird. Letzteres spielt überhaupt eine große Rolle beim Kanonendonner und trägt in hervorragendem Maße dazu bei, den ursprünglichen scharfen Abschlußknall zu verändern. Man kann geradezu sagen, daß diejenige Eigentümlichkeit, die uns veranlaßt, von einem Kanonen-“Donner“ zu sprechen, durch das Echo hervorgerufen wird. Denn die Umformung des Geschückschlusses zum rollenden Donner entspricht vollkommen den akustischen Vorgängen, die man bei den elektrischen Entladungen während eines Gewitters beobachtet.“ Der Kanonendonner ist auch zur Orientierung wichtig und dient sehr häufig als Richtungssignal. „Von französischer Seite wurde angegeben, daß die Schlacht bei Spichern im Kriege 1870 verloren wurde, weil die Truppen es nicht verstanden, auf den Kanonendonner zu marschieren.“

= Vunte Welt. =

Aus der Kriegszeit.

Ein unveröffentlichter Brief von Ernst Moritz Arndt. Ein bisher unbekannter Brief Ernst Moritz Arndts, der in der gegenwärtigen Zeit von besonderem Interesse erscheint, wird durch Friedrich Voß im neuesten Heft der „Deutschen Revue“ veröffentlicht. Der Brief, der an den Professor Ludwig Döderlein, der als Professor für klassische Philologie und als Gymnasialrektor von 1819 bis 1868 in Erlangen wirkte, bezieht sich auf Arndts berühmtes Gedicht „Was ist des Deutschen Vaterland“. Döderlein, der damit beauftragt war, ein neues deutsches Lesebuch für Lateinschulen und Gymnasien herauszugeben, wendete sich im Mai 1842 an Arndt, um ihn wegen einer Stelle in dem Gedicht um seine Meinungsäußerung zu bitten. Die Stelle „Wo jeder Freund heisst Feind, wo jeder Feind heisst Freund“ war nämlich im An betracht des Friedens von den Schulbehörden in die zähmende Fassung „Wo jeder Freyler heisst Feind, wo jeder Feind heisst Freynd“ umgewandelt worden. Da Döderlein aber nicht ohne Guttheil des Dichters eine Änderung des Originaltextes

vornehmen wollte, bat er Arndt, die Entscheidung zu fällen. Hierauf erwiderte der Dichter in einem vom 2. Juni 1842 in Rom datierten Brief: „Ich begreife, mein verehrter Freund, daß in friedlichen Zeiten und bei friedlichen Gefühlen die Beute und also auch Ihr Ministerium das wo jeder Franzmann nicht angemessen finden. Jedes menschliche Ding und Wort hat seine Zeit und nach dieser Zeit seinen Ort. Um zweitens dürfte dies wohl, wann die übermütigen Wälschen die Waffen nicht führen, in Schulen gesungen werden; aber das Wort wal, walsch und wälsch (als überhaupt alles verderbliche und verächtliche Fremde in unserer Sprache bezeichnend) können wir ohne Anstoß, mein' ich, auch im Frieden singen und singen. Jener Einspringer (ein wahrer hoher Gemeinplatz), den Sie anführen, wo jeder freveln usw. ist ohne mein Hessen und Nassen, ich weiß nicht von wem, für das Jugeträumchen entstanden. Ich bitte Sie, wenn es Ihnen passend scheint, dafür folgend zwei Verse zu sezen:

„Wo walsch und wälsch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint Herzengüberschwang.“

Deutsche Kulturpioniere in Rumänien. Ein Mitarbeiter, der erst vor kurzem aus dem Balkan zurückkehrte, schreibt uns: In der gegenwärtigen Zeit, wo eine Welt in Waffen gegen uns steht, dürfen wir neben den Kriegshelden, die mit scharfem Schwert dem Deutschtum eine Gasse bahnern, auch die stillen Pioniere nicht vergessen, die oft schon lange Jahrzehnte und unter zuweilen sehr schwierigen Verhältnissen im Ausland für deutsche Gesetzgebung und Kultur wirken. Wenn wir es auch selbstverständlich ablehnen müssten, mit den Mitteln der Franzosen, Engländer, Russen und Italiener das Ausland für uns zu gewinnen, so hat die unscheinbare Tätigkeit dieser Kulturpioniere doch viel dazu beigetragen, dem deutschen Wesen in der freunde Gelingung zu verschaffen. Auch in Rumänien haben deutsche Pioniere weile Kreise der rumänischen Bevölkerung Deutschland achten und schätzen gelernt und Vergleiche zwischen Deutschland und namentlich Frankreich hervorgerufen, die durchaus zu unseren Gunsten ausfielen. Bei den nahen wirtschaftlichen (und auch wissenschaftlichen sowie militärischen) Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Rumänien sind diese deutschen Pioniere in Rumänien besonders zahlreich. Aus ihrer großen Anzahl sei heute einer besonders hervorgehoben: der katholische Pfarrer Wilhelm Kaluga in Turn-Severin. Kaluga — wer in Deutschland hätte wohl schon von diesem Namen gehört? Und doch ist sein Name in allen Kreisen Rumäniens wohlbekannt und speziell allen, die in irgend einer Beziehung zu Deutschland stehen, sehr geläufig. Seine markante Persönlichkeit ist überall, wo sie sich in Rumänien zeigt, Gegenstand tieffest Neugierdes und allgemeiner Achtung. Diese Würdigung hat sich Pfarrer Kaluga nicht von gestern auf heute erworben, sondern in mehr als dreißigjähriger Tätigkeit als Lehrer und Priester, und nicht bloß als Verkünder des Wortes Gottes, sondern insbesondere auch als eifriger Apostel des Deutschtums. Unentwegt, trotz häufiger Anfeindungen, die selbstverständlich nicht ausblieben, hat er von dem Tage ab, wo ihn das Schicksal von seiner Vaterstadt Bährze (heute Hindenburg) an die untreue Donau führte, für sein über alles geliebtes Deutschland gewirkt, gewirkt in feiner geheimen, mitreisenden Art, die ihm selbst bei seinen Gegnern Anerkennung erzwang. Vor 25 Jahren erhielt Kaluga in Russland die priesterlichen Weihen. Er hat dann in mehreren Städten Rumäniens seine geistliche Tätigkeit ausgeübt, bis er vor einer Reihe von Jahren nach Turn-Severin kam, wo er ebenfalls einen großen Einfluß auf die Bevölkerung, gleichviel welchen religiösen Bekennnisses, gewann. Kaluga, welcher das Rumänische wie seine Muttersprache spricht und außerdem sechs Sprachen vollkommen beherrscht, ist einer der geistigen Mittelpunkte an der unteren Donau. Sein Pfarrhaus ist gästlich jederzeit geöffnet, und die Stunden, die ich in denselben verbracht habe, gehören zu den freundlichsten Bildern meiner vierzigjährigen Balkanreimerungen. Hier in Turn-Severin hat Kaluga auch die stattlichste deutsche Lehranstalt Rumäniens (außer der deutschen Schule in Bukarest), das Institut Santa Maria geschaffen. Das wurde dasselbe schon 1894 gegründet, fristete zunächst aber mit ein summertliches Leben, bis auf die Initiative Kalugas hin mit einem Stoffauswand von einer halben Million Lei jenes große, aus einer Hauptfront mit zwei Flügeln bestehende Gebäude innerhalb der kurzen Zeit von sechs Monaten errord, welches das prächtigste und am zweitmächtigsten eingerichtete

Schul- und Erziehungshaus ist, das außerhalb Bukarests in Rumänien zu finden ist, dadurch ebenfalls von deutschem Wesen Zeugnis ablegend. Das Gebäude enthält 55 Räume, von denen 20 als Klassenzimmer eingerichtet sind. Die Schülerinenzahl ist von 80 im Anfang auf über 400 gestiegen, und alle die jungen Rumänen, welche das Institut besuchen, sind treue Anhängerinnen des Deutschtums und werden diese Gesinnung auch mit in ihr späteres Leben hinzunehmen. Alle Lehrerinnen wirken unter der Oberin Edwurga, Klosterschwestern, hauptsächlich süddeutscher Herkunft. Aber auch ein deutsch-evangelischer Pastor ist in Turn-Severin in treuester Hingabe an sein deutsches Vaterland im reichsdeutschen Sinne tätig: Pastor Petri, gebürtig aus Sora. Er hat außer der Seelsorge für die leider nur kleine Gemeinde auch die Leitung der deutsch-evangelischen Schule in Händen, an der er selbst mit Unterricht erteilt. Diese Schule ist ein rechtes Sorgenkind für den arbeitsfreudigen Mann. Denn die Einkünfte sind nur gering, und der Zu- schuß, der aus den Mitteln des Deutschen Reiches gewährt werden kann, reicht nur sehr notdürftig für die unabkömmligen Erfordernisse. Trotzdem ist das kleine Schulgebäude schmuck und heimisch, und ein fröhlicher, treuer, deutscher Sinn herrscht darin. Es gehört manche Entspannung und viel Opfergeist dazu, unter diesen schwierigen Verhältnissen auszuhalten, und Herz und Gemüt und noch manches Reale dazu zu geben, um dem deutsch-evangelischen Glauben eine sichere Stätte in diesem Erdeminkel zu gewähren. So klein und bescheiden Schule und Kirche auch sind, so strömt dank der Wirkung des Pastors Petri doch auch eine Fülle von deutschem Wesen aus ihnen hervor und wirkt befriedigend auf die ganze Stadtbewohlung. (Is.)

Die Kriegsführung in Indien im 17. Jahrhundert. Der gegenwärtige Krieg hat naturgemäß das historische, künstlerische und kulturelle Interesse des Publikums für die Kriegsführung der Völker in vergangenen Zeiten in hohem Maße angeregt. Die Ikonographie — die Erforschung und Nachweisung der Geschichte an Bildern, Münzen und Kunstwerken aller Art — ist auf diese Weise zu stärkerer und indirekt aktueller Bedeutung gelangt. Einen interessanten Beitrag zur asiatischen Kriegskunst stellt eine von dem englischen Obersten P. H. Hendley im „Journal of Indian Art and Industry“ veröffentlichte, der Kriegskunst Borderindiens gewidmete Zusammenstellung dar, auf die im neuesten Heft der „Musikchronik“ aufmerksam gemacht wird. Das in der Veröffentlichung zusammengetragene Material, das sich auf die vorderindische Kriegskunst fast ausschließlich der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bezieht, ist außerordentlich lehrreich und reichhaltig. Eine ganze Anzahl von Schlachten- und Belagerungsbildern indischer Kunst werden auf 17 Foliotafeln wiedergegeben. Ein Teil dieser Bilder sind Illustrationen zu der berühmten Razmanoma, der ins Persische übersetzten Ausgabe der indischen Heldenepos Ramayana und Mahabharatha. Ein anderer Teil stammt aus dem Werk Albarnama, das das Leben und die Taten des Mogul-Kaisers Akbar, der im 16. Jahrhundert regierte, verherrlicht. Die Arbeiten stammen von den namhaftesten Künstlern jener Epoche, wie Basawan, Lal, Bhora, Paras, Kirtimaram und Madhu. Das Originalexemplar der Razmanoma, das zur Vorlage für die gesammelten Aufnahmen diente, gehört dem indischen Herrscher Mahatoja von Maipur. Die für die Zusammenstellung verwandte Albarnama befindet sich im Victoria- und Albert-Museum in London. Die Sammlung bildet ein ziemlich geschlossenes Bild der indischen Kriegsführung zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Man sieht die zweirädrigen Streitwagen der indischen Heerführer. Der Pfeil- und Nahkampf, die Verwendung der eigenartigen Schwerter und Lanzen, die Kamelreiter und die Fügung der Schlachtforderungen sind anschaulich dargestellt. Nähere Auskunft über die damals verwendeten Waffen geben die der Albarnama entnommenen Miniaturen, die neben Bogen, Schwert und Lanze bereits ungefügte Musketen und einfache Feldgeschütze aufweisen. Die Kanonen wurden durch Büffelgepanne vorbewahrt. Ein interessantes Bild der damaligen indischen Artillerie bietet ein Blatt, das die Belagerung der Felsenfestung Chitor darstellt. Man sieht darauf auch einen Festungsturm, der durch Pulver in die Luft gesprengt wird. Weiter sieht man auf anderen Blättern, wie von den Belagerungstruppen Palisadenwälle angelegt wurden, die in ihrer mathematischen Berechnung und Sorgfalt der Ausführung in die modernen Schanzengräben gemäßig.